



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichtsphilosophische Gedanken. 5

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Geschichtsphilosophische Gedanken

5



er Annahme, daß sich das Menschengeschlecht schon hier auf Erden zu einem rein geistigen, unsinnlichen Dasein erheben solle, steht zuvörderst die merkwürdige Thatsache im Wege, daß ganz allgemein jede geistige Thätigkeit und jeder Fortschritt für unfruchtbar gehalten wird, wenn dabei nichts für das leibliche Wohlbefinden herauskommt, und daß dieses durch nichts so sehr gefördert wird, als durch weite Verbreitung eines hohen Grades sittlicher Gesinnung. Alle Tugenden dienen unmittelbar oder mittelbar der leiblichen Wohlfahrt. Den Angelpunkt des allgemein verständlichen Theiles der Sittenlehre des Evangeliums bilden die leiblichen Werke der Barmherzigkeit (Matthäus 25, 35): die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, die Obdachlosen beherbergen, die Kranken und Gefangenen besuchen und trösten. Eine vollkommen moralische Gesellschaft, moralisch im christlichen Sinne, würde sehr frei von leiblichen Plagen und Schmerzen sein und ein hohes Maß leiblichen Wohlseins genießen; sie würde in leiblicher Beziehung nichts entbehren als jene übertriebenen Lustempfindungen, die früher oder später Schmerzen zur Folge haben.

Wie denkt man sich überhaupt die Vergeistigung? Als Askese und Verzückung? Personen, die auf den Genuß der geschlechtlichen Liebe verzichten, ihre Nahrung auf das geringste Maß einschränken, das erforderlich ist, einen nicht arbeitenden, daher seinen Stoff nur langsam wechselnden Körper gerade noch am Leben zu erhalten, und die ihren Blick von der Welt der Sinne auf das Göttliche richten, d. h. in den meisten Fällen entweder dem Spiel ihrer Phantasiebilder zusehen oder ins Leere starren, solche Personen hat es schon — die indische Zeitrechnung ist sehr unzuverlässig — vor drei- oder viertausend Jahren gegeben. Es giebt ihrer auch heute noch in Indien wie in katholischen Klöstern unsrer Heimat, aber es scheint nicht, daß sie im Laufe der Zeit zahlreicher würden; die von der Sinnenwelt abgekehrte Beschaulichkeit kommt von jeher bei den Kulturvölkern vor, das eine hat mehr Neigung und Anlage dazu als das andre, aber daß sich das Menschengeschlecht im ganzen dieser Daseinsform als seinem Ziele zubewegte, davon ist nichts zu spüren; erheben

doch manche gegen unsre Zeit den gewiß ungerechten Vorwurf, daß sie mehr als alle frühern in Materialismus versunken sei.

Oder meint man mit der Forderung der Vergeistigung, daß der Mensch, ohne der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse ganz zu entsagen, sich doch vorherrschend von geistigen Interessen soll bewegen lassen? Das ist eine zweifellos wertvollere Art von Geistigkeit als die vorige, aber daß sie eine Errungenschaft späterer Zeiten wäre, kann man doch auch von ihr nicht sagen. Ich möchte wohl wissen, wie viel heutige Menschen sich in dieser Beziehung den großen Propheten der Juden an die Seite stellen können, die in völliger Gleichgiltigkeit gegen ihr eignes leibliches Wohl ganz und gar von der Liebe zu ihrem Volke und vom Eifer für den Dienst des wahren Gottes verzehrt wurden; und ihr größter — es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die Erhabenheit, Kraft und Schönheit ihres Wortes von Jahrhundert zu Jahrhundert sinkt — ihr größter, Jesaja, wirkte um 750 vor unsrer Zeitrechnung. Übrigens sind die geistigen Interessen, durch die bei vielen Menschen das Sinnliche in auffälliger Weise zurückgedrängt wird, sehr ungleichwertig, und die allgemeine Meinung geht keineswegs dahin, solche unsinnliche Menschen unter allen Umständen höher zu stellen als andre, die sich einer kräftigen Sinnlichkeit erfreuen oder, wenn man lieber will, daran leiden. Sene französischen Schreckensmänner, die monatelang Speise, Trank und Schlaf vergaßen, um Tag und Nacht Opfer auszuspioniren, Proskriptionslisten anzufertigen und Todesurteile zu unterschreiben, waren doch einfach Teufel und Scheusale. (Freilich nahm der Mordfanatismus nur bei wenigen einen gewissermaßen asketischen Charakter an, die meisten wälzten sich in den größtmöglichen und lasterhaftesten Genüssen.) Andre sind ungemein achtbar, können aber kaum als Muster der allgemeinen Nachahmung empfohlen werden. So der bekannte Komponist und verdiente Klavierlehrer Czerny, der sein ganzes Leben lang nichts that, als von früh bis in die Nacht Klavierstunden geben und komponiren, der nicht heiratete, kein Wirtshaus, keine Gesellschaft besuchte und übrigens ein Mensch von edler Gesinnung und vollkommener Herzens- und Sittenreinheit war. Also eine nützliche, geschlechtslose Arbeitsbiene, die aber der höhern Menschenwürde nicht entbehrt, dabei ohne Frage moralischer als Goethe; und trotzdem, wer möchte ihn wohl über Goethe stellen, wer möchte lieber Goethe als jenen in der Welt vermiffen? Die Zahl solcher Arbeitsbienen, die aber meistens noch weniger geistigen Gehalt und ansprechende Eigenschaften aufzuweisen haben als Czerny, ist nicht gering. Hinter ihnen folgen noch mancherlei Menschenklassen, in denen irgend ein einseitiges geistiges Interesse überwiegt, die wir aber sämtlich nicht sehr hoch und zum Teil recht niedrig zu schätzen pflegen: politische Kannegießer, Wahlennmacher und Wähler von Profession, Projektenmacher, unglückliche Erfinder — eine Klasse, die noch nicht ausgestorben ist, obwohl das Erfinden schon seit längerer Zeit planmäßig als eine sehr gewinnbringende Beschäftigung

betrieben wird —, Personen endlich, die ihr Leben einer Schulle opfern: das Neue Testament auf ein Quartblatt zu schreiben und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß Personen, in denen die Sinnlichkeit von Haus aus schwach oder durch Erziehung völlig ertötet worden ist, bei hoher geistiger Begabung leicht unheimliche Fanatiker, wenn sie aber mittelmäßige Köpfe sind, lederne Pedanten oder verschrobene Menschen werden.

Aber hat nicht gerade unsre Zeit wirklich einen bedeutenden Schritt, ja einen ungeheuern Sprung zur Vergeistigung hin gethan, indem sie alle Naivität abgestreift und das Natürliche des Menschendaseins aus der Öffentlichkeit, aus den Sitten und aus der Sprache verbannt hat? Der Bürger einer andern Welt, der unsre Erde zu Studienzwecken bereiste und sich ausschließlich in guter Gesellschaft bewegte, würde es kaum vermuten, daß unser Leib durchaus tierähnlich organisiert ist. Ehe man dieser modernen Form der Sittlichkeit, die gewöhnlich Prüderie genannt wird, den Rang der höchsten bis jetzt erreichten Vergeistigungsstufe einräumt, müßte man vorher wissen, wie weit sie auf Freiwilligkeit und wie weit sie auf Zwang beruht, d. h. also, es müßten auf einige Monate alle darauf bezüglichen Strafgesetze, Polizeivorschriften, Anstaltsverordnungen u. dergl. aufgehoben werden. Wahrscheinlich würde die Probe nicht übermäßig glänzend ausfallen, wenigstens haben außer den Obrigkeiten drei unter einander ganz verschiedene Menschenklassen ein recht schlechtes Zutrauen zur Gegenwart in diesem Stücke: die Frommen, die Verfasser von „Sittenstücken“ und jene Urdeutschen, nach deren Ansicht wir tief unter unsern sittenreinen heidnischen Vorfahren stehen, die durch die Berührung mit der römischen Welt oder wohl gar durch die christliche Kirche auf Jahrtausende hinaus verdorben worden seien. Nach dem Spruche des Horaz, daß die Natur immer wiederkehrt, mag man sie auch mit Knütteln austreiben, gewinnt die naturalistische, d. h. die Schmutzdichtung in dem Maße Terrain, als die Natur aus dem Leben verbannt wird. Die Prüderie ist bekanntlich vor noch nicht langer Zeit in England entstanden, und die Engländer hatten in der That guten Grund, sie zu erfinden. W. A. Huber sagt in seinen Schilderungen spanischen Volkslebens bei Beschreibung des Fandango: „Dieser Tanz ist freilich weder eine Fastenpredigt noch ein Totengerippe, aber obscön ist er nicht, wie die Engländer behaupten, die ein mittleres zwischen der albernsten Prüderie und der größten Gemeinheit nicht kennen.“ Wenn ein Volk so roh ist, daß selbst seine Vornehmen eine schöne Gestalt nicht anders als mit den Augen eines Türken anzublicken vermögen, dann bleibt freilich nichts übrig, als den Augen den Anblick nicht allein des Natürlichen, sondern auch des Schönen, das möglicherweise die Sinne reizen könnte, zu entziehen, und eigentlich müßten die Engländer alle schöne Gestalten in Säcke stecken, um sie vor unsittlichen Attentaten zu schützen. Und in der That hatte bei ihnen auch die Noheit

und Zügellosigkeit der Sitten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in allen Schichten der Gesellschaft bis in den Hof hinein einen solchen Grad erreicht, daß nur durch die Einführung der strengsten Etikette der äußere Anstand wenigstens bei den Vornehmen notdürftig aufrecht erhalten werden konnte. Also notwendig war hier ein strenger Zwang der Sitte, aber als einen Zustand höherer Sittlichkeit und Bergeistigung kann man diese Lage des gefesselten Bullen, für den Schiller seine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts nicht geschrieben hat, doch wohl nicht nennen. In den übrigen europäischen Ländern rechtfertigt sich die Prüderie namentlich bei der städtischen Bevölkerung durch die Fürsorge für die Jugend, die bei der früher unerhörten Zusammendrängung der Menschen auf kleine Räume, und mitten unter Mächten, die das Familienleben teils gar nicht zustande kommen lassen, teils mit Auflösung bedrohen, in hohem Grade gefährdet ist. (Die Frage, ob nicht diese Art der Fürsorge das Übel nur verschlimmere, und ob nicht die guten Wirkungen unsrer heutigen Praxis von den schlimmen mehr als überwogen werden, kann hier nicht erörtert werden.)

Keinerlei Berechtigung dagegen können wir zwei eigentümlichen, unter einander nicht gerade befreundeten Cliquen zugestehen, deren jede für sich den Ruhm zartester Sittlichkeit und erhabenster Bergeistigung beansprucht. Die eine nennt sich liberal und stellt sich höchst entrüstet, so oft jemand öffentlich von den Nachtseiten des großstädtischen Lebens sprechen will, denn erstens stehe es damit gar nicht schlimm, und zweitens gestatte die hoch und fein entwickelte Sittlichkeit unsrer Zeit die Verhandlung über solche Dinge höchstens hinter verschlossenen Thüren. Konservative Blätter wollen wissen, daß gerade diese Art von Liberalen an jener Nachtseite sehr stark beteiligt sei, woraus sich die Scheu vor öffentlicher Besprechung leicht erklären würde. Wie dem auch sei, jedenfalls ist es grober Unfug, wenn diese modernen Heiligen vorgeben, unsre Jugend vor der Verführung durch den Apostel Paulus schützen zu müssen. Vor ein paar Jahren führte ein Blatt dieser Partei, ich weiß nicht mehr, war es das „Berliner Tageblatt“ oder die „Berliner Zeitung,“ Beschwerde über Sendlinge der Stadtmission, die an den Pforten der höheren Lehranstalten Flugblätter „unzüchtigen“ Inhalts ausstülten. Die als Proben abgedruckten „unzüchtigen“ Sätze waren — Stellen aus paulinischen Briefen, was die Redakteure natürlich nicht gewußt haben. Die Zweckmäßigkeit des Traktätchenverteilers lassen wir dahingestellt sein, aber man stelle sich vor: die unschuldigen Berliner Jünglinge, verführt durch den Apostel Paulus! Und ein Feuilletonist der „Neuen Freien Presse“ bemerkte neulich, einem anständig erzogenen Mädchen unsrer Tage könne man nicht gut zumuten, sich die Aussprüche des Apostels Paulus über die Ehe anzuhören. Diese Art „keusche Herzen“ hat schon Mephistopheles in den bekannten Versen trefflich gezeichnet. Gerade die Art und Weise, wie die Bibel und der bei allem Gegenfaze der

Weltanschauung ihr doch sehr ähnliche Homer diese Dinge behandeln, ist die richtige, und viel Unheil würde vermieden, wenn wir wieder zu derselben Auffassung und Redeweise gelangten, wenn das Geschlechtsleben wieder als eine natürliche, notwendige und verehrungswürdige Einrichtung Gottes behandelt würde, anstatt daß man, wenn die Umstände darauf hinführen, mit dummem und verlegnem Lächeln ratlos zwischen der lüsterne Zote und der Geheimthuerei oder dem Scheine des Nichtswissens oder einer erheuchelten hochmütigen Verachtung hin- und herschwankt.

Die andre Clique ist die der Pessimisten, die mit ihrem Meister Schopenhauer den Willen zum Leben als das Böse, daher den Zeugungsakt, die stärkste Bejahung des Willens zum Leben, als den Urquell aller Sünde bezeichnet, dessen sich der Mensch mit Recht schäme. (Das ist, nebenbei bemerkt, zugleich eine Mißdeutung des Schamgefühls; die Geschlechtsliebe ist ein Herzensgeheimnis, das nicht durch die Zeugenschaft eines dritten entweiht werden darf; der Zartfühlende verbirgt sie, wie er andre Herzensgeheimnisse, z. B. edle Handlungen, vor profanen Blicken verbirgt. Natürlich ist mit dieser Andeutung die Bedeutung des Schamgefühls nicht erschöpft.) Diese Ansicht ist ein Gemisch von Buddhismus und Parsismus oder Manichäismus in neuem Aufpuß. Sie ist der Hauptsache nach dieselbe, wie die zwar nicht in der katholischen Kirchenlehre, aber stellenweise in der Praxis des katholischen Mönchswezens herrschende, und sie liegt unbewußt auch hie und da der Brüderie zu Grunde. Gewisse hochmütige Fromme nehmen es unserm Herrgott aufrichtig übel, daß er die Menschen nicht lieber auf den Bäumen wachsen läßt, anstatt sie auf eine nach ihren Begriffen so unanständige Weise auf die Welt kommen zu lassen. Diesen Verirrungen gegenüber kann man die würdige und tiefe Ansicht vom Geschlechtsleben als mustergiltig empfehlen, die A. von Ottingen in seiner Moralstatistik entwickelt; aber die ist eben keine Errungenschaft unsers Jahrhunderts, sondern aus der Bibel geschöpft.

Wenn wir von den ekstatischen Heiligen absehen, deren Dasein die meisten unsrer Zeitgenossen für Betrug oder Selbsttäuschung halten, so würde die geistigste unter allen Daseinsformen die eines Philosophieprofessors sein, der ganz in Abstraktionen lebt. Aber die Welt hat wahrscheinlich Recht, wenn sie einem Gedankenbau, der außer von seinem Schöpfer fast von niemand ordentlich verstanden wird und der wenig erkennbaren Nutzen stiftet, keinen besonders hohen Wert beilegt. Jedenfalls würde der Gedanke, das Endziel der Weltentwicklung sei die Heranbildung aller Menschen zu Professoren der Philosophie, mehr in die „Fliegenden Blätter“ als in die Geschichtsphilosophie gehören. Die nützlichsten aller Abstraktionen sind unstreitig die mathematischen. Aber so hoch wir auch die Mathematiker schätzen sowohl wegen des praktischen Nutzens, den sie stiften, als wegen der Schwierigkeit ihrer Denkarbeit, ihnen die Palme menschlicher Vollkommenheit zuzuerkennen, hält uns ihre Einseitigkeit ab;

einen Leibniz stellen wir gerade darum so hoch, weil er nicht bloß Mathematiker war, ja weil er sich bei der Beschäftigung mit vorherrschend abstrakten Gegenständen den offenen Sinn und das Interesse für die Dinge der wirklichen Welt, für Religion und Politik und die Schicksale des Vaterlandes bewahrt hatte. Übrigens dürfen wir nicht vergessen, und damit kehren wir zum Anfange unsrer diesmaligen Erörterung zurück, daß die gründlichste und folgerichtigste Abstraktion, die Abstraktion von allem Sinnlichen und die Selbstverneinung als höchstes Ziel menschlicher Entwicklung, am allerersten Anfange der Kulturgeschichte steht; läuft doch darauf die uralte heilige Lehre der Inder hinaus.

Ein bekannter darwinistischer Satz, der sehr viel Wahrheit enthält, lautet: Im Leben des Einzelnen wiederholt sich das Leben der Gattung, oder: die Entwicklungsgeschichte des Einzelnen ist die abgekürzte Entwicklungsgeschichte der Gattung. Zeigt nun der einzelne Durchschnittsmensch eine mit den Jahren fortschreitende Vergeistigung? Nur in seinen ersten beiden Lebensjahren, dann eher das Gegenteil. Das Kind führt in den ersten Monaten seines Erdendaseins ein rein tierisches Leben, d. h. die geistigen Kräfte dienen bei ihm nur der unmittelbaren Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse. Nach und nach stellt sich ein Interesse an der Außenwelt ein, das mit der körperlichen Ernährung, der Erhaltung einer angenehmen Temperatur u. s. w. nichts zu schaffen hat, und nach Vollendung des zweiten Jahres ist dieses sozusagen unkörperliche Interesse bei gesunden und lebhaften Kindern schon so stark, daß sie über der Betrachtung der Außenwelt, ihrem Studium — so darf man das beharrliche Bemühen, in ihr Verständnis einzudringen, wohl nennen — ihrer phantasievollen Deutung und ihrer Beherrschung und Verwendung zum Spiel Essen und Trinken vergessen und auf unbehagliche Empfindungen, wie die durch Kälte und nasse Kleider verursachten, nicht achten; es ist schon ein empfindlicher Schmerz oder ein starkes Hungergefühl nötig, um sie an das leibliche Bedürfnis zu mahnen. Ein tüchtiger Knabe achtet auch schmerzhaftes Verwundungen, Beulen und Striemen nicht, die er sich im Spiele, bei Wettkämpfen und auf Streifzügen zuzieht. Die Speisen und Getränke werden mehr verschlungen als kostend genossen; daß den Kindern wohlschmeckende Speisen lieber sind als fade oder übel-schmeckende, und zwar gerade die am liebsten, die ihnen am zuträglichsten sind, Obst und Milch, ist kein Zeichen erb-sündlicher Verderbnis, sondern eine wohlthätige und notwendige Einrichtung der Natur. Aber zur Naschhaftigkeit muß das Kind besonders verzogen werden; von Natur ist ihm außer jenen dem Körper sehr heilsamen Zugaben die einfachste Speise, das Brot, die liebste. Auch der Jüngling ist noch kein Feinschmecker; junge Leute wissen nicht, was gut schmeckt, sagt Goethe. Wenn der studirende deutsche Jüngling sich in einen lebendigen Bier-schlauch verwandelt, so thut er das nicht aus Neigung zur Völlerei, muß er doch dabei, ebenso

wie beim Rauchenlernen, vorher die widerstrebende Natur überwinden, sondern weil ihn die urgermanische und durch moderne akademische Satzungen aufs neu geheiligte „Sitte“ dazu zwingt; das Kneipenleben verdient also in zweifacher Hinsicht, weil es von der Sitte geboten ist und weil es der Natur widerstrebt, das Lob höchster Sittlichkeit. Natürlich ist dann wieder das Erwachen des Geschlechtstriebes im Jünglinge, und zwar ist es notwendig, daß dieser Trieb stärker sei als die Vernunft, weil sonst, wie sich jeder selbst klar machen kann, das Menschengeschlecht schon nach den Erfahrungen der ersten hundert Jahre seines Erdenwallens ausgestorben sein würde. (Die Vernunft soll wohl die Befriedigung der Triebe regeln, aber sie auszrotten oder gänzlich unterdrücken darf sie beim Durchschnittsmenschen nicht können.) Und mit einem wie hohen idealen Gehalt der Trieb beim Jüngling durchtränkt zu sein pflegt, das beweisen die zahlreichen Selbstmorde aus Liebe. Was beim Manne und beim Greise zu schwinden pflegt, das ist die Romantik; wie weit das sinnliche Element der Liebe schwindet, das mag sich jeder nach seinen eignen Herzens- und Lebenserfahrungen beantworten. Unzweifelhaft, weil nicht zu verbergen, ist die Thatsache, daß in allen übrigen Beziehungen das Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen, ihr absichtliches Aufsuchen, sorgfältiges Vorbereiten und methodisches Auskosten mit den Jahren zunimmt. Der gebildete Mann unsrer Tage ist Feinschmecker, verlegt sich auf das Studium des Komforts, beobachtet seinen Körper und widmet seinen angenehmen und unangenehmen Empfindungen einen Grad von Aufmerksamkeit, der mit dem stolzen Anspruch auf eine über die rohe Sinnlichkeit erhabene Vergeistigung aufsheiterste kontrastirt. Und aus seiner verfeinerten Genußsucht weiß er sich sogar noch einen Ruhmeskranz zu flechten, indem er sich und andre überredet, nur aus Pflichtgefühl, um sich leistungsfähig zu erhalten, sei er so ängstlich um seine Leibeswohlthat besorgt. Viele Männer sind in dem Maße Sklaven der Sinnlichkeit, daß sie nicht vier Stunden des Tages zusammenhängend verbringen können, ohne durch Trinken oder Rauchen ihre Geschmacksnerven zu kugeln. Greisen rechnen wir es sogar als ein hohes Verdienst an, wenn sie noch geistiges Leben äußern und nicht bloß „vegetiren.“ Einen Rückschluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechts wollen wir aus diesem wenig erhebenden Verlaufe des Einzel Lebens nicht ziehen; der Begriff des Alters im Sinne eines allmählichen körperlichen Verfalles ist auf jenes überhaupt nicht anzuwenden; aber für die Vergeistigungshypothese erweckt der Lebenslauf des einzelnen Menschen kein günstiges Vorurteil. Dagegen wird in dem frommen Greise die Überzeugung stark, daß dieser ganze Reichtum geistigen Lebens, den er bei zerfallendem Leibe nur noch in der Erinnerung besitzt, nicht verloren sein könne, sondern zum Wiederaufblühen und Weiterwachsen in einem Jenseits bestimmt sein müsse, wo sein Gedeihen nicht mehr von den Bedingungen des sinnlichen Lebens abhängig sein wird.

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen wir, wenn wir das Volksleben mit dem Leben der Gebildeten vergleichen. Da dieses eine höhere Kulturstufe einnimmt als jenes, so pflegt der Gebildete ohne weiteres voranzusetzen, daß er ein geistigeres und weniger sinnliches Wesen sei, als der Mann und die Frau aus dem Volke. Sehr hart urteilt in dieser Beziehung Eduard von Hartmann über das Volk. Einer seiner Aussprüche, den ich im Augenblick nicht finden kann, lautet ungefähr: Die Religion ist die einzige Form, in der das Ideale jenen Volksmassen zugänglich ist, die sonst keinen andern Lebenszweck kennen als fressen, saufen und sich begatten. Man kann von dem genannten Philosophen (und, nebenbei bemerkt, von den meisten Philosophen und — modernen Staatsmännern) sagen, was Gino Capponi von Machiavelli sagt: er kennt den Menschen, aber nicht die Menschen. Er kennt die selbstfüchtigen Antriebe, die den Menschen bewegen, die Illusionen, die er sich über die Ziele seines Strebens macht, die Heuchelei, mit der er sich und andre über die Schlechtigkeit seiner Absichten, wie über die Verwerflichkeit der angewandten Mittel täuscht, kurzum den ganzen Motivationsprozeß, wie es Schopenhauer nennt, also er kennt den Menschen im allgemeinen, und zwar vorzugsweise seine schlechtere Seite, aber nicht die verschiedenen wirklichen Menschen, die Menschen eines bestimmten Berufsstandes, einer bestimmten Landschaft, einer bestimmten Konfession, und am wenigsten natürlich die Menschen, die ihm am fernsten stehen, die untern Klassen. So kommt Hartmann an einer Stelle zu der Ansicht, daß die armen Leute kein andres Vergnügen kennen, als Essen und Trinken und jenes dritte; an einer andern Stelle dagegen meint er, Essen und Trinken könne ihnen gar kein Vergnügen bereiten, weil ihren Speisen der Wohlgeschmack fehle. Eins ist so falsch wie das andre.

Auf den oben erwähnten Ausspruch könnten wir nun zunächst mit einem Sage Schopenhauers antworten, in dem der abendländische Mensch getadelt wird, weil er „wähnt, die Tiere seien etwas von Grund aus andres als er, und, um sich in diesem Wahne zu befestigen, sie Bestien nennt, alle ihre ihm gemeinsamen Lebensverrichtungen an ihnen mit Schimpfnamen belegt u. s. w.“ Die Höflichkeit, die der Meister für die Tierbrüder fordert, könnte der Jünger wohl auch den ärmern unter den Menschenbrüdern zugestehen. Sodann erachte ich die zur Erhaltung des Einzelnen und der Gattung dienenden Verrichtungen überhaupt nicht für etwas Niedriges, Gemeines und Schlechtes, von denen es erlaubt wäre verächtlich zu sprechen, sondern für etwas Wunderbares, Schönes, Geheimnisvolles und Göttliches, umso mehr, als der ganze stolze Bau des menschlichen Geisteslebens aus der durch jene Verrichtungen genährten Wurzel hervorgeht, das künstliche, vielverzweigte Getriebe — aber zu was lange Worte machen über eine Sache, für die Schiller schon vor hundert Jahren den guten kurzen Ausdruck gefunden hat:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
 Philosophie zusammenhält,
 Erhält sie [die Natur] das Getriebe
 Durch Hunger und durch Liebe.

Und wäre ich unfehlbarer Papst, so würde ich die Zahl der Sakramente auf zwei beschränken, aber als solche nicht Taufe und Abendmahl, sondern Abendmahl und Ehe bezeichnen, weil durch die Weihe jener beiden großen natürlichen Funktionen das irdische Leben zu seiner wahren Bedeutung und seinem richtigen Gebrauche gelangt und hierdurch mit dem himmlischen verknüpft, demnach der Zweck der Religion aufs schönste erreicht wird. Auch ist unter den sieben Sakramenten der katholischen Kirche die Ehe das einzige, von dem (Epheser 5, 32) in der Vulgata die Bezeichnung sacramentum gebraucht wird.

Soll aber mit jenen verächtlichen Worten ausgedrückt werden, daß eine menschenunwürdige Form der natürlichen Verrichtungen bei den Armen relativ häufiger vorkomme, als bei den Vornehmen (absolut ist sie es freilich, weil die Zahl der Armen größer ist), so können wir auch das nicht zugeben. Freilich, die würdige Form des Familienmahles fehlt aus bekannten Ursachen nur gar zu oft; aber ist eine ärmliche Kartoffelmahlzeit, bei der die Mutter sich nicht satt ißt, damit die Kinder genug bekommen, bei der eins dem andern das winzige Klümpehen Fett oder Butter zuschiebt, das doch nicht für alle reicht, bei dem die ältern oder gesündern Geschwister einen guten Bissen, dessen sie durch einen Glücksfall theilhaft geworden sind, dem jüngsten oder schwächsten gönnen, ist ein solches Mahl nicht bei aller Formlosigkeit oder vielleicht abschreckenden Häßlichkeit der äußern Zurüstung geistiger und erhabener, als das „Diner“ des vornehmen Mannes, für den die Prüfung des täglichen „Menus“ ein höchwichtiges Geschäft bildet, und dessen Zubereitung für eine Menge gut und zum Teil sehr hoch besoldeter Kochkünstler und Gehilfen die einzige Lebensaufgabe ausmacht? Solcher armen Familien, wie Uhdes herrliches Bild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“ eine darstellt, die das Wenige, das sie sich mit ehrlicher Arbeit verschafft haben, mit Dank gegen Gott genießen und sogar mit einem noch ärmern zu teilen bereit sind, giebt es noch tausende. Und hat ein solches Mahl nicht einen unendlich wertvollern geistigen Inhalt, als das großartigste Zweckessen, das Gedek zu zehn Mark, mit allen seinen schaumweingeistreichen Toasten und Gesprächen?

Damit ist auch schon gesagt, daß die Religion, so hoch sie als Pflegerin des Idealen zu achten sein mag, doch keineswegs die einzige Form ist, in der das Ideale dem armen Manne zugänglich ist. Er kennt und hegt die romantische Liebe, Gatten-, Eltern- und Kinderliebe, Kameradschaft in dem Streben nach Verbesserung der Lage seines Standes, was alles ideale Empfindungen und Bestrebungen sind. Er liest auch gern, um sich geistig fortzubilden, und

unter den schönen Künsten giebt es wenigstens eine, für die er Verständnis hat: die Musik. Die Vaterlandsliebe ist ihm allerdings nur dann zugänglich, wenn er ein kleiner Besitzer ist oder Aussicht hat, einer zu werden; wer kein Stückchen Land, keine Aussicht und keine noch so kleine Hypothek auf ein solches hat, der hat auch kein Vaterland. Durch zweierlei unterscheidet sich das geistige und Gemüthsleben des Volkes von dem der Gebildeten: es ist ärmer an Inhalt, aber darum nicht weniger stark und edel; und es erscheint anders im Ausdruck. Leute aus dem gemeinen Volke drücken bald mehr bald weniger aus, als der Gebildete in demselben Falle. Mehr, weil sie nicht gewöhnt sind, ihren Empfindungen Zwang anzuthun, sondern unbefangen kundgeben, was sie bewegt; weniger, weil sie bei ihrer kräftigen Konstitution mehr aushalten. „Das Volk — sagt Karl Stieler bei Beschreibung eines Oberammergauer Passionsspieles — ist weichmütig im Herzen, aber sinnenstark; es wird gerührt von dieser Schmerzensqual, aber es hat den Mut, sie zu sehen.“

Nach dem heute herrschenden naturwissenschaftlichen Glauben, der wahrscheinlich gemacht, aber nicht bewiesen werden kann, hätte das Menschengeschlecht im Anfange seines Daseins tierartig gelebt, wie noch heute jedes einzelne Menschenkind in den ersten Monaten nach der Geburt. Eine wissenschaftliche Kenntnis dieses Zustandes vermögen wir nicht zu erlangen, denn selbst die rohesten Wilden sind keine Tiere mehr. In der geschichtlichen Zeit finden wir die verschiedenen Grade der Geistigkeit stets neben, nicht nach einander. Es giebt zu allen Zeiten Menschen, in denen das Leibliche, andre, in denen das Geistige überwiegt, und noch andre, in denen es zu einem schönen Gleichgewicht von Leib und Geist kommt. Es giebt auch zu allen Zeiten — diese Stufenleiter fällt mit der vorigen nicht zusammen — Teufel, Bestien, Menschen und Engel. Bei den Teufeln überwiegt das Geistige ebenfalls, nur in anderm Sinne als bei den Engeln. Vielleicht gelingt es den beharrlichen Bemühungen der Guten und Weisen, die Zahl der Teufel und der Bestien zu verringern, vielleicht auch nicht; was die Hoffnung bedeutend herabstimmt, ist der Umstand, daß höllische Erscheinungen wie die Hexenprozesse und die französische Schreckensherrschaft so spät in der Weltgeschichte auftreten. Auch daß sich die Zahl der Engel wesentlich vermehren werde, ist kaum zu erwarten. Die absichtliche und künstliche Engelzüchterei ist bisher noch immer verunglückt. Den Pädagogen erhabensten Stils ergeht es wie jenen Darwinianern, die schlechterdings Tauben zu Hühnern erziehen wollen; haben sie glücklich eine Brut von recht hühnerähnlichem Charakter aufgebracht, so schlägt bei der nächsten der Taubencharakter desto entschiedner wieder durch, und die Gattung beweist ihre Beharrlichkeit. Beim Menschen pflegen solche Versuche nicht bloß mit Rückschlägen, sondern zuweilen auch mit einem Umschlag ins Untermenschliche, ins Bestialische oder Höllische zu endigen, an dem Mephistopheles seine Freude

hat. Die Heiligengeschichten wissen davon zu erzählen, und Shakespeare hat in „Maß für Maß“ am Lord Angelo ein warnendes Beispiel aufgestellt. Doch sind wir anderseits auch ziemlich sicher vor der Gefahr, daß sich die Menschheit einmal ganz und gar der Bestialität oder teuflischer Niedertracht ergeben könne. So oft solche Zustände in Revolutionen vorübergehend eingetreten sind, hat die Masse das wüste Wesen immer bald satt bekommen und von selbst wieder angefangen, menschlich zu leben, auch einen Herrn, der die Bändigung des unbotmäßigen Teiles übernahm, gern als Erlöser begrüßt. So bleibt denn der Durchschnittsmensch allezeit ein Mensch, „so wunderbarlich als wie am ersten Tag“; aber die engelhafteren unter seinen Brüdern weisen ihn auf ein andres Leben hin, in dem der Geist nicht mehr vom Leibe abhängig sein wird.

Nur in zwei Beziehungen muß eine fortschreitende Vergeistigung anerkannt werden. Erstens wird der Mensch in und von der Gesellschaft zur Herrschaft des Geistes über die sinnlichen Begierden erzogen. Aber diese Erziehung muß bei jedem einzelnen Menschen wieder von vorn anfangen, und es ist fraglich, ob die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung durch fortgesetzte Vererbung eine stetige Steigerung erfährt. Mitten unter den zivilisirten Nationen werden immer wieder Menschen von einer nicht zu bändigenden Wildheit geboren, während Negerkinder, die von früh auf bei uns erzogen werden, sich ganz gefittet benehmen. Wenn bei sehr alten Völkern, wie bei den Chinesen, ein besonders hohes Maß von Selbstbeherrschung beobachtet wird, so darf doch nicht übersehen werden, daß eben jeder einzelne von seinen ersten Tagen an im Zwange der Volkssitte und am Gängelbände der Klugheitsvorschriften aufwächst, und es ist noch die Frage, wie sich ein wild aufgewachsener Chinese benehmen würde. Auch erinnern uns gerade die Chinesen daran, daß die Selbstbeherrschung nicht etwa schon den guten Charakter ausmacht. Sie dient dem bösen wie dem guten; große Bösewichter sind Meister darin.

Der andre Fortschritt ist unzweifelhaft ein Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts; er besteht in der stetigen Mehrung des geistigen Schazes der Menschheit. Doch ist dabei zu bemerken, erstens, daß dieser Schaz nur verhältnismäßig wenigen zugänglich ist. Das Aneignen fertiger Ergebnisse der Wissenschaft in der Schule ist noch nicht selbst Wissenschaft; für das praktische Leben ist es von großer Wichtigkeit, daß einer die wahre Gestalt der Erdoberfläche kenne, aber für die Würde, Schönheit, Tiefe und Seligkeit der einzelnen Seele will es nicht viel bedeuten. Homer bleibt mit seiner kindischen Geographie doch immer größer als alle unsre Postbeamten, die eine so schwierige Prüfung in diesem Gegenstande zu bestehen haben. Und zweitens wird auch der Mann der Wissenschaft durch die Wissenschaft allein höchstens ein lebendiges Konversationslexikon, aber noch kein großer Geist. Die Vergeistigung der Gesichtszüge, von der so oft gesprochen wird, ist meistens weniger die Wirkung eines

umfassenden Wissens als tiefer und veredelnder Seelenerfahrungen; sie findet sich daher auch bei ungelehrten Leuten, namentlich bei Frauen, ja sie kann sogar äußerliche Maske sein oder ein Gemisch vieler verschiedener Masken, wie bei großen Schauspielern.

Zu einem ähnlichen Ergebnis sind wir auf einem andern Gebiete gelangt, das mit der Vergeistigung nicht zusammenfällt, aber innig mit ihr verwebt ist, auf dem der Sittlichkeit. In einer Untersuchung des sittlichen Fortschritts (Grenzboten 1890, Nr. 37) gelangten wir zu dem Ergebnis, dieser Fortschritt bestehe in dem wachsenden Reichtum der sittlichen Erscheinungen. Außerdem darf noch in zweifacher Beziehung von einem Fortschritt der Sittlichkeit gesprochen werden. Erstens ist es Pflicht jedes einzelnen Menschen, sittlich fortzuschreiten, zweitens hat jede Zeit für sich jene Hindernisse wegzuräumen, die der Entfaltung der Sittlichkeit im Wege stehen, unbekümmert darum, daß sich vielleicht gleichzeitig, ohne und gegen die Absicht der Gesetzgeber, Regenten und Erzieher, andre Hindernisse aufhäufen; das kommende Geschlecht will auch etwas zu thun finden.

Damit sind wir dem Sinn der Weltgeschichte schon ganz nahe gekommen.



Björnsons Ragni



er noch an der Macht der litterarischen Reklame gezweifelt hätte, der wird zu anderer Ansicht gekommen sein, seitdem die norwegische Litteratur der Gegenwart, insbesondre die Werke Ibsens und Björnsons, nach Deutschland gekommen sind und hier im umgekehrten Verhältnis zu ihrem wahren Werte mit stetig wachsender Bewunderung begrüßt werden. Die kritischen Balkentreter, geführt von dem Machtpruch eines Georg Morris Cohen Brandes, an den sich Juden und Sudengenossen anzuschließen pflegen, haben es wirklich fertig gebracht, daß die näselnden Töne und die gurgelnden Akkorde dieser registerarmen norwegischen Orgel in Deutschland wie eine weltbewegende Zukunftsmusik erbrausen, daß selbst die geistlosesten und erbärmlichsten Machwerke, wenn sie nur aus dem Norden stammen, wie klassische Offenbarungen gottbegnadeter Geister, wie gewaltige Oratorien einer modernen Vernunftreligion, wie bahnbrechende Kunstwerke einer neuen Geistesentwicklung von der urteilsarmen und geschmacklosen Masse aufgenommen werden.